

(Nachdruck verboten.)

## 89] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

(Schluß.)

Er wendete sich stürmisch zu seinem Bruder zurück und ergriff dessen Hände. „Genug davon, Gianni!“ rief er im Tone inniger Bärtlichkeit aus. „Ich werde glücklich sein in dem Beifall, den Du erntest, und so wird es immer sein...!“

Er ließ Giannis Hände nicht los und drückte sie mit den seinen, während er stockte, als habe er ihm etwas zu sagen, das ihm schwer werde, es über die Lippen zu bringen. „Bruder,“ fuhr er endlich mit gepreßter Stimme fort: „nur um eines wollte ich Dich bitten... und Du mußt es mir versprechen: ... Du arbeitest nur noch allein! ... Nicht mit einem anderen zusammen... zu wissen, daß Du mit einem anderen arbeitest... nein, das könnte ich nicht ertragen, es wäre mir zu schmerzlich! ... Wie, Du verprügelst es mir? Nicht wahr, nie mit einem anderen? ...“

„Wenn Du nicht wieder ganz gesund wirst,“ sagte Gianni schlicht, „ich werde weder allein noch mit einem andern mehr arbeiten.“

„Oh, so viel verlange ich nicht von Dir, so viel nicht!“ stotterte der jüngere Bruder in der Verwirrung einer mühsam unterdrückten Freude, die seine Worte Lügen strafte.

Von diesem Abend an verbannte Nello im Gespräch mit seinem Bruder und den Kollegen, die zuweilen ihn zu besuchen kamen, das Präsens aus seinen Reden, wenn er von Dingen des Zirkus oder von seinen bisherigen Produktionen sprach. Er sagte nicht mehr: „ich mache das so und so... ich führe die Tour in dieser Weise aus... ich nehme dazu die und die Chose.“ Sondern er sagte: „Ich machte das so und so... ich führte die Tour in dieser Weise aus... ich nahm dazu die und die Chosen,“ und dieses erbarmungslose Imperfektum, das in seinen Reden immer wiederkehrte, klang aus ihnen hervor wie das starre Anerkenntnis des Todes des jungen Klotons, wie die gesprochene Anweisung, ihn zu begraben.

Mit dem Dahinfliehen der Zeit, die noch immer nicht auch nur den Tag brachte, an welchem Nello seine Krücken hätte zur Seite legen können, stellte sich bei dem jungen Manne eine düstere Gedankenverunsicherung ein, trübes Sinnen, stummes Abwenden von allem, was um ihn her geschah, und ein Ausdruck unbeschreiblicher Wehmut lagerte auf seinem sanften, biblischen Gesicht, auf das kein Lächeln mehr treten zu wollen schien. Wie tief in sich vergraben und selbstverloren hatte Nello jetzt, wenn sein Bruder zu ihm sprach, nur ein unsicheres: „Wie — was sagtest Du?“ für Gianni, gleich einem Menschen, der erwacht, der einem bedrückenden Traum entrispen wird. Auf Giannis eindringliches Fragen gab er stets nur ausweichende Antworten.

„Was fehlt Dir?“ fragte ihn der ältere Bruder, „weshalb bist Du heute so niedergeschlagen, so still?“

„Dies mir ein bißchen vor von Archangelo Tuccaro“, erwiderte der jüngere nach einem kurzen Stillstehen.

Und Gianni nahm das Buch und las, hielt aber nach wenigen Minuten wieder damit inne, da er sah, daß Nello ihn nicht hörte, daß er wieder tief in seine traurigen Gedanken zurückgesunken war, deren ersichtliche Schmerzlichkeit Tränen in Giannis Augen riefen, ohne daß er doch wagte, eine neue Frage an den Bruder zu richten. Einst an solchem Tage, während derer Gianni fast unablässig an seines Bruders Seite weilte, hatte er sich erhoben und war hinausgegangen, diesen allein lassend. Durch Zufall stand das Fenster des Zimmers offen, und durch dasselbe hörte Nello das knirschende Geräusch der Ringe, in denen unten in dem Holzverschläge das Trapez hing — das Trapez, an welchem Gianni erzielte.

Er hörte es eine Viertelstunde, eine halbe Stunde. Als Gianni wieder eintrat, fand er seinen Bruder ganz sonderbar, in gereizter Stimmung, eigensinnig, voll Widerspruchsgeist. Und als Gianni am folgenden Tage von seinen Übungen zurückkehrte und das Trapez, das er im vollen Schwünge verlassen, sein Geräusch noch ertönen ließ, sagte Nello plötzlich

zu seinem Bruder, nachdem er sich ungeduldig ein paarmal auf seinem Bett hin- und hergeworfen:

„Daß das aufhören... halte es an... es peinigt mich... das Geräusch, meine ich!“

Gianni begriff, was er empfand, und von diesem Tage an gab Gianni seine Übungen auf.

Es gab Momente, wo das Herz Nellos in seinem kalten Trübsinn zu erkalten schien und Gianni nicht mehr die gleiche Zuneigung wie in früheren Tagen, den Tagen der Gesundheit, bei seinem Bruder zu finden glaubte. Seine innige Freundschaft beider, die sein großes Los, sein irdisches Glück gewesen, schien nicht völlig mehr dieselbe. „Nein, ich fühle es, ich bin nicht mehr geliebt von ihm, wie er mich früher liebte,“ wiederholte sich Gianni; und trotz allem, was er sich dagegen sagen mochte, stürzte ihn die Berggegenwärtigung dessen, was ihm der Seelenzustand des mit Inbrunst in sein Herz geschlossenen Krüppels an Liebe zu entziehen drohte, in eine Art von wuterfülltem Leiden, die ihm ein Lustobren seiner Erregung: Arbeit, heftige Körperbewegung zum Bedürfnis machte.

Eines Nachts erwachte Nello aus dem Schlaf.

Die Tür zwischen den beiden Zimmern war nachts stets geöffnet, damit, wenn einer von beiden Brüdern nicht schlief, er die Atemzüge des anderen vernehmen könne. Auch jetzt stand diese Tür offen, aber Nello hörte kein Geräusch von dem Schlafenden im anderen Zimmer.

Er richtete sich zu sitzender Stellung empor und horchte schärfer. Er hörte nichts. Es war kein Geräusch in dem Zimmer seines Bruders zu vernehmen, als das Ticken der großen alten Uhr, die sie noch von ihrem Vater besaßen, und die so laut tickte, wie die Uhren aus altwäterischen Zeiten es tun.

In jenem Gefühl unmotivierten Erschreckens, das den in der Nacht plötzlich Erwachenden wohl überkommt, rief er seinen Bruder beim Namen. Er rief ihn ein zweites Mal. Keine Antwort.

Nello hastete aus seinem Bett, und ohne erst seine Krücken zu nehmen, bewegte er sich fort, sich an den Möbeln haltend, so gut er konnte, bis an das Lager seines Bruders. Es war leer, und die zurückgeschlagenen, auf einen Haufen geworfenen Decken zeigten, daß Gianni auf dem Bett gelegen habe und wieder aufgestanden sei. Das war merkwürdig. Weshalb konnte sein Bruder — er, der ihm alles sagte, alles anvertraute — weshalb konnte er sein Fortgehen vor ihm verheimlicht haben? Eine Idee fuhr Nello durch den Kopf... er half sich an das Fenster hin und seine Augen hefteten sich auf die dunkle Masse des einstigen Werkstattgebäudes des Tischlers. „Ja,“ flüsterte er vor sich hin; „es ist ein ganz matter Schein... aber es brennt ein Licht dort innen!“

Er erreichte die Tür, klomm mühsam die Treppe hinab und überschritt den kleinen Hof, auf Händen und Füßen kriechend.

Die Tür des Holzbaues war halb geöffnet; bei dem Schein eines Lichtflümpchens, das auf dem Fußboden stand, machte Gianni auf dem Trapez gymnastische Produktionen.

Nello kroch so leise durch die Tür hinein, daß Gianni nichts davon bemerkte. Jenzeit der Schwelle niedergekauert, sah der jüngere Bruder den älteren sich mit der feurigen Gewandtheit eines gesunden Körpers und unverlester Glieder durch die Luft hin und herdringen und seine gymnastischen Touren ausführen. Und indem er ihn dort vor sich sah, so elastisch, so feurig, so behend, so stark, sagte er sich, daß Gianni nie werde den Zirkusproduktionen entlassen können, und dieser Gedanke ließ Nellos Munde plötzlich ein tiefes, schmerzliches Schluchzen entfliehen.

Der ältere Bruder hörte dieses Schluchzen inmitten des wirbelnden Umschlages, den er um das Trapez vollführte; bestürzt hielt er inne, schwang sich im Sitz auf das Trapez, neigte den Kopf vorwärts gegen das schmerzlich stöhnende Vaset, das er dort im Dunkel kauern sah, löste, herabspringend, mit einem kräftigen Mitteln das Trapez, welches er durch die Fensterreibe hinausflenderete, daß sie in Splitter zerflog, stürzte auf seinen Bruder zu, hob ihn empor und schloß ihn an seine Brust.

Einer in des anderen Armen liegend, vergossen beide Tränen, weinten lange, ohne ein einziges Wort.

Dann warf der Ältere einen letzten Blick umher, der alle die Dinge seines Berufes hier umfaßte, ihnen in hochherziger Entschagung auf immer Lebewohl bot; und, zu Hals gewandt, rief er aus: „Kunae, umarme mich, komm an mein Herz! Die Brüder Bergmann sind tot . . . es gibt fortan nur noch zwei arme Violinenkräger, die ihr Instrument spielen werden wie andere auch . . . mit dem Hintern auf dem Stuhl!“

(Nachdruck verboten.)

## In Norwegen.

Es ist eine Vinsenweisheit, die man sich aber doch immer wieder vor Augen halten soll: um den Dichter zu verstehen, muß man in seine Lande gehen. Wir Deutschen kennen nur Norwegens Literatur und schaffen uns nach ihr eine Vorstellung von diesem Land und seinen Leuten. Stockmann, Steinhof, der Edelmann Johannes Mosner, der Apostel der stilllichen Forderungen Gregor Berle, die Rora, Hedda Gabler und die Värenjägerin Iffos sind uns Volks- und Gesellschaftsrepräsentanten geworden, wie die Gestalten Björnsons und Gamsuns. Die geistige Szenerie, die Iffos um diese Gestalten webt, erscheint uns als Abbild norwegischer Art; gerade, weil er so viel Wahres uns zeigt und soviel Wahrheiten ausspricht, gilt er uns als Schilderer der norwegischen Wirklichkeit. Aber erst hier im Lande, im Angesichte des norwegischen Alltags, sieht man, wie er — in der Wirklichkeit wurzelnd und von der Wirklichkeit ausgehend — Idealgestalten und romantische Werke geschaffen hat. Man sieht: nur die Ursachen sind Reales und seine Werke: Wünsche; seine Gestalten: Sehnsucht, Enttäumtes.

Man muß einen dieser grauen Spätherbsttage hier im Lande durchlebt haben; diese Tage, wo es erst spät — gegen zehn Uhr — zu grauen und so früh zu dämmern beginnt. Keine Helligkeit, kein Sonnenstrahl, ein fahles, monotones, schweres Grauen vom Morgen bis zum Abend, vom Entweichen des Dunkels bis zum Anbruch der Finsternis, grau, grau, trübe und bedrückend. Und wenn dann noch der Regen einsetzt und ein Verweilen im Freien unmöglich ist, und diese starken, gesunden Leute, deren Lebenskraft nach Entladung drängt, an die Stube gebunden sind, in die vier Wände gedrängt, dann versteht man, wie Oswald in den „Gespensfern“ zu den Worten kommt: „kein Sonnenstrahl vom Morgen bis abends, keine Heiterkeit und keine Lebensfreude . . . man wird schlecht hier draußen ohne Sonne“ und versteht diese wilden Gelage des Kammerherrn Alving, die den „Gespensfer“-Seher Iffos zu seiner leidenschaftlichen Klage und Anklage gedrängt haben. Und versteht auch, daß hier im ganzen Skandinavien — das übermäßige Trinken macht verrufen bei allen Völkern uns in Ost und West“ sagt schon Hamlet und „trinken, wie ein alter Schwede“ ist sprichwörtlich — das Trinken eine nationale Gefahr und ein nationales Unglück werden mußten. Die Irrenhäuser Norwegens bezeugen es und der Zusammenhang zwischen übermäßigem Alkoholgenuß und vielen Geisteskrankheiten ist ja heute erwiesen. Vom Jahre 1901 bis 1905 stieg die Zahl der internierten Geisteskranken wie folgt an: 2511, 2742, 2765, 2911, 3146.

Bei diesen Verhältnissen ist es auch kein Wunder, daß die Antialkoholbewegung von Skandinavien ausging, daß sie hier in Norwegen mit einer Leidenschaftlichkeit einsetzte, die oft als „Terrorismus“ bezeichnet wird. Aber sie hat Erfolge erzielt, die sehr wesentlich, fast verblüffend sind. Der Gesamtkonsum an Bier ging von 402 159 Hektoliter im Jahre 1894 auf 311 861 Hektoliter im Jahre 1905 zurück, d. i. von 19,8 Liter per Kopf auf 13,70 Liter per Kopf; der Gesamtkonsum an 50proz. Branntwein, der 7 629 000 Liter im Jahre 1899 ausmachte, fiel auf 6 072 000 Liter im Jahre 1905, d. i. von 3,8 Liter auf 2,7 Liter per Kopf.\*

Wer in der Antialkoholbewegung stand oder sich für sie intensiv interessierte, wird erweisen, welche ungeheure Arbeit dieses Resultat beanspruchen mußte, welche leidenschaftliche und beharrliche Agitation hierzu nötig war. Die Abstinenten traten auch als eigene Partei bei den kommunalen Wahlen auf und haben z. B. drei Vertreter im Gemeinderat von Kristiania.

Aber dieser Drang nach Kraftentladung starker und gesunder Männer, die zu gewissen Jahreszeiten an die Stube gebunden sind, diese grauen, sonnenlosen und heiterkeitsleeren Tage und jene Ursachen, deren Folgen sich in der Statistik so klar ausdrücken, die sind die Grundlage der norwegischen Anklage-Literatur, die sind der Stein am Boden, von dem aus Iffos mit seinen Wünschen in die Höhe schnell.

Und die norwegische Frau — wie spiegelt sie sich in der Vorstellung der Deutschen nach den Gestalten in der norwegischen Literatur wieder! Ich will gar nicht von Iffos Frauen sprechen, die — ersichtlich — Ausnahmisse in Ausnahmssituationen sind. Aber Björnsons und Gamsuns Mädchen- und

\*) Ueber die Konsumtion von Alkoholurrogaten, Essenzen usw., die in einem so armen Lande wie Norwegen sehr beträchtlich sind, existieren keine statistischen Daten.

Frauentypen erscheinen und ja auch wie Sagenwesen aus ferner Zukunft. Ramentlich bei Gamsun tritt dies hervor, diesem konsequentesten Realisten und zugleich stärksten Poeten — ich sage: Poeten, nicht Schriftsteller oder Dichter — Norwegens. Wenn im „Pan“ die Konfultochter dem in einsamer Waldhütte hausenden Leutnant nächtlicher Weile in aller Harmlosigkeit Besuche abstattet oder die strenge Farrerstochter in den „Myserien“ — die die Braut eines in der Ferne Weilenden ist, lange nächtliche Spaziergänge im Walde mit dem in die Kleinstadt versprengten gesprächigen Herrn Nagel unternimmt — wie bizarr und außergewöhnlich erscheint uns Deutschen das! Aber man braucht hier zehn oder elf Uhr abends die Carl-Johans-Gade, die Hauptpromenade Kristianas, zu passieren, um nur zu sehen, wie zwölf-, dreizehn-, fünfzehnjährige Paafsischen um diese Zeit — und ohne Coredel — sich dort noch ergehen, muß die sichere und unbefangene Art ihres Auftretens beachten, muß wissen, daß hier in diesem Lande Mädchen und Knaben bis in die höheren Schulen hinauf gemeinsamen Schulunterricht erhalten, muß die Wirkung dieser Einrichtung auch schon an anderen Orten — z. B. in der Schweiz — beobachtet haben, um diese Sicherheit im Auftreten, diese Unbefangtheit im Verkehr mit Männern ganz zu verstehen und richtig zu deuten. Und dann muß man auch wissen, daß es hier landesüblich, nicht etwa vereinzelter Brauch, sondern in allen Schichten der Bevölkerung allgemeine Übung ist, daß die jungen Leute, Mädchen und Jünglinge, am Sonnabendnachmittag auf den Schneeschuhen ins Gebirge eilen, spät nachts in irgendeiner Bergwirtschaft einkehren, dort meistens in dem gleichen, dem einzigen, Raum gemeinsam und in Kleidern übernachten und frühmorgens hinausstürmen, um den ganzen Sonntag allein in der Einsamkeit zu verbringen. Auch das ist hier etwas Alltägliches, daß zwei, drei junge Mädchen ohne jede männliche Begleitung hinausziehen und einen ganzen Tag oder eine ganze Nacht lang das Gebirge allein durchstreifen. Freilich betreibt auch die weibliche Jugend vom vierten Lebensjahre an allerlei Sport, und es ist zweifellos, daß diese körperlichen Übungen auch den Gesamtcharakter beeinflussen, indem sie Mut und Kraft und Sicherheit geben. Weiß man dies alles, dann erscheinen sie einem alle weniger absonderlich und romantisch, diese Hilda Wangel, die als Touristin dem Baumeister Solnes ins Haus stürmt, Rebekka West, die mit dem alten Doktor im Gebirge haust, Elida, die einsam als „Frau vom Meere“ lebte, und die wanderlustige Gefährtin des Värenjägers. So idealisiert sie auch sein mögen, hier rüden sie uns menschlich näher und man versteht auch, weshalb die Iffosenschen Frauengestalten, so stilisiert sie auch erscheinen mögen, doch menschlich echt wirken: weil sie vom Tatsächlichen ausgehen, von den Entwicklungskeimen, die die heutige norwegische Frau schon besitzt und die zu jener Vervollkommnung führen können.

So erklärt sich auch die Stellung, die die norwegische Frau im öffentlichen Leben ihres Landes inne hat. Man versteht, daß sie das Wahlrecht für die Gemeinde und das Storting schon besitzt, als Stadtverordnete und nur bald auch als Stortingsmitglied wirkt. Man versteht dann auch etwas: daß es hier — in Kristiania — eine höhere Schule für Jünglinge und Mädchen gibt, die von einer Direktorin geleitet wird, von Frau Ragna Nielsen.

Aber freilich muß man wieder nach der Statistik greifen, um die Ursachen dieser Erscheinung voll zu überblicken. Norwegen ist nämlich das männerärmste Land Europas; im Jahre 1905 kamen 480 Männer auf je 1000 Einwohner (gegen 514 in Serbien und 492 in Deutschland). Das Verhältnis dürfte sich im Laufe der Zeit noch mehr zuungunsten der Männer verschieben, denn es findet eine von Jahr zu Jahr steigende Auswanderung (hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten und nach Kanada) statt. Die Zahl der nach überseeischen Ländern Auswandernden betrug im Jahre 1894 insgesamt 5 642 (davon 2926 Männer, d. i. 51 $\frac{1}{2}$  Proz.), im Jahre 1905 aber schon 21 059 (davon 12 935 Männer, d. i. 61 $\frac{1}{2}$  Proz.). Was aber noch wesentlich ist: die Anteilnahme von Männern im Alter von 15—20 Jahren (also der nächsten Generation eines Landes) betrug im Jahre 1895 nur 1748 Personen, im Jahre 1905 aber 9087 Personen; sie ist also von 30 $\frac{1}{2}$  Proz. der Gesamtémigration auf 43 $\frac{1}{2}$  Proz. gestiegen. Daß diese Erscheinung volkswirtschaftlich von großer Wirkung ist, ist klar, aber sie muß auch sozial rückwirken, da sie die Zahl der Frauen, die nicht in die Ehe treten können (eben weil eine Männerunterbevölkerung vorhanden ist), vermehrt, und somit auch die Zahl der wirtschaftlich selbständigen Frauen. Daß diese den Kampf um ihre politische und soziale Gleichberechtigung energisch und beharrlich führen werden, ist bei den Charaktereigenschaften der norwegischen Frau zweifellos, und so steht Norwegen am Beginn einer inneren Entwicklung, auf welche die Frauen, auch als Wählerinnen, großen Einfluß ausüben werden und müssen.

Zweifellos steht die starke männliche Auswanderung mit der nur allmählichen Zunahme der Verkehrswege in Zusammenhang, die die völlige wirtschaftliche Ausnutzung des Landes noch verhindert. So stark entwickelt der Küstenverkehr und die Schifffahrt ist — Norwegen steht mit Dänemark an der Spitze aller europäischen Staaten mit bezüglich des Tonnengehaltes seiner Flotte im Verhältnisse zur Bevölkerung —, so abgeschlossen ist noch das

Innere des Landes, das — nordwärts von Kristiania — nur eine größere Bahnlinie nach Trondheim besitzt, und sonst fast ganz auf den Verkehr mit Postschiffen angewiesen ist. So kommt es, daß Norwegen in dem Verhältnis zwischen Territorium und Eisenbahnlänge — nur Rußland steht noch weiter zurück — an zweifelhafte Stelle rangiert mit 74 Kilometer Schienenstrang auf je 1000 Kilometer Land im Jahre 1904. Wie ich das statistische Jahrbuch Norwegens durchblättere, stoße ich auf eine seltsame Tatsache, die jedenfalls im Zusammenhange mit den geringen Verkehrsmitteln steht. Während Norwegen mit der Biffer der Briefverkehrsstärke — nach der Kopffzahl berechnet — an zehnter Stelle unter den europäischen Staaten steht, ist es im Verkehr der Telegramme schon an fünfter Stelle und wird nur von England, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz übertroffen. Bedenkt man aber, daß bei den ersten drei Ländern ein überaus starker telegraphischer Verkehr mit den Kolonien besteht, die Schweiz aber ein großes Kontingent von Sommer- und Wintergästen besitzt, die privat und geschäftlich einen regen telegraphischen Verkehr mit der Heimat pflegen, so wird Norwegen im inländischen telegraphischen Verkehr mal an erster Stelle stehen. Bei einer Länge des Telegraphennetzes von 13 506 Kilometern entfallen im Jahre auf je 1000 Einwohner 989 Telegramme, während in Deutschland diese Zahl nur 723 beträgt, bei einem Telegraphennetz, das — mit 140 380 Kilometern im Jahre 1904 — mehr als zehnmal so dicht und bei einer Bevölkerungszahl, die fast dreifachmal größer ist als jene Norwegens.

Doch jetzt wird Norwegen um eine neue große Eisenbahnlinie bereichert werden, die für das Land von größter Bedeutung werden kann: Die direkte Bahnlinie Kristiania-Bergen, die an die fünfzigstündige Postschiffverbindung zwischen diesen beiden Städten eine fünfzehnstündige Eisenbahnfahrt setzt. Mit ihren 492 Kilometern ist diese neue Linie die längste Gebirgsbahn Europas und sie hat auch die höchstgelegene Trace aller europäischen Eisenbahnen (von den Zahnrad-Bergbahnen abgesehen). Sie hat auch den höchstgelegenen Tunnel Europas — außer dem Brenner und dem Arlberg — den Tanagerand-Tunnel, der 1301 Meter über dem Meeresspiegel liegt (der große Gotthardtunnel bei Göschenen liegt nur circa 1000 Meter hoch) und in einer Region, die nur an zwei Monaten im Jahre — Mitte Juli bis Mitte September — schneefrei ist. Welche ungeheure Arbeitsleistung dieser Tunnel — der 5,3 Kilometer lang ist und 2 845 000 Kronen = 3 200 000 M. gekostet hat — in sich birgt, zeigt die Tatsache, daß seine Herstellung zu 1/3 Jahre gedauert hat und bei einem Arbeiterstamm von — wechselnd — 120 bis 140 Mann insgesamt circa 400 000 Werkstage in Anspruch nahm und einen Verbrauch von rund 230 000 Kilogramm Dynamit zu Sprengungen. Dieser große Dynamitverbrauch wird aus dem Umstande erklärlich, daß das norwegische Gebirge sehr hartes Gestein aufweist. So kam es, daß man hier nur zwei Meter im Tage vordringen konnte, während man bei dem Bau des Simplontunnels 5 Meter täglich vordrang. Nebenbei sei bemerkt, daß die Regierung in dem Vertrage mit den Unternehmern die Löhne der Arbeiter festlegte und zwar für die in dem Tunnel Arbeitenden mit 5 Kronen 12 Ore (5,76 M.) und für die außerhalb des Tunnels Arbeitenden mit 4 Kronen 58 Ore bis 4 Kronen 88 Ore (5,25 bis 5,49 M.) festsetzte. Natürlich konnten nur heimische Kräfte verwendet werden, die an dieses Klima gewöhnt sind, an diese harte, mühselige Arbeit in der wilden Nordlandsnatur.

Im ganzen weist diese Bahn 177 Tunnel mit einer Gesamtlänge von 30 3/4 Kilometer auf. Die Gesamtkosten der „Bergbahn“ von Bergen bis Roa betragen 53 Millionen Kronen (circa 60 Millionen Mark). Von Roa aus besteht schon längere Zeit eine Verbindung mit Kristiania.

Technisch ein Meisterwerk, bietet diese Bahn landschaftlich überwältigende Ausblicke. Sie kriecht durch ewige Eismassen, an Bergwänden entlang und hinauf, dicht an den schwerwütigen nordischen Seen durch unberührte, feierliche Hochgebirgswelt. Sie hätte am 18. Dezember dem Verkehr übergeben werden sollen, aber schwere Schneestürme in der Höhe von 1100—1300 Meter haben die ganze Strecke verschüttet. Jetzt arbeitet man daran, sie frei zu legen und gegen neue Schneestürme durch Ueberdeckung zu sichern. So wird sie nur mit einiger Verspätung ihrem Zwecke übergeben werden können, dem Zwecke: Mittel- und Südnorwegen dem Verkehre und der Touristik zu eröffnen und beizutragen zu dem wirtschaftlichen Aufschwunge Norwegens.

C. M.

### Kleines feuilleton.

Die Tantiemen der Dramatiker sinkt und sinkt. Die hohen Einnahmen der französischen Bühnendichter, die jetzt den Reiz aller fremden Poeten erwecken können, sind das Ergebnis eines langen, zähen Kampfes zwischen den Männern der Feder und den Theaterleuten. Auf Grund einer Reihe seltener und unerschöpflicher Dokumente gibt Vahette in der „Nouvelle Revue“ eine interessante Darstellung dieses Ringens. Im Anfang war es für den Schriftsteller so gut wie unmöglich, ein Stück bei den Theatergesellschaften anzubringen; die Schauspieler stellten sich ihre Stücke selbst zusammen und wollten von einer Einmischung des literaturvolles begreiflicherweise nichts wissen. In wenigen Fällen ließen sie sich

dazu herbei, mit den Autoren zu verhandeln und auch dann waren es die Schauspieler und Direktoren, die auf die Gestalt des Stückes, auf Handlung, Konflikt und Rollen den entscheidenden Einfluß behaupteten. Die Autoren galten dabei im Grunde als Eindringlinge, als untergeordnete Handlanger der Bühnenkünstler, und dieser Stellung entsprachen auch die Honorare, die von den Direktoren der Schauspielgesellschaften für ein neues Stück ausgesetzt wurden. Hardy z. B., einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Autoren, verkaufte seine Arbeiten für drei Dukaten das Stück. Erst der Ruf eines Corneille brachte eine Steigerung der Ansprüche hervor. Für Attila et Berenice erhielt der Nebenbuhler Racines 2000 Frank. Molière, der sich eine Sonderstellung erzwang, empfing für seinen „Eingelbete Kranken“ 1500 Frank, für „Les facheux“ 1100 und für die „Precieuses“ 1000 Frank Honorar. Zur Zeit des jungen Voltaire war der Durchschnittspreis für ein Theaterstück zehn Dukaten nebst einem Diner, das beim Abschluß des Kontraktes vom Direktor gestiftet wurde. In bezug auf einen Anteil an den Kasseneinnahmen lagen die Verhältnisse nicht weniger traurig. Die Schauspieler brachten zunächst alle ihre Gagen und alle regelmäßigen und besonderen Ausgaben in Abzug, dazu kamen dann die Dekorations- und Ausstattungskosten. Von dem Reste bot man dann Beträge, denen die Berechnung von 1:10 bis 1:24 zugrunde gelegt zu werden pflegte. In dem Augenblick aber, da das Stück von den Plakaten verschwand — und das lag böllig in der Macht des Direktors — galt das Stück ohne weiteres als erworbenes Eigentum der Gesellschaft, und dem Autor verblieb keine weitere Verdienstmöglichkeit als die Drucklegung. In den Jahren 1688 bis 1697 besserten sich diese Verhältnisse dank dem sogenannten „Reglement der Dauphine“, die als Oberaufsichterin der Theater die Autoren protegierte. Von nun ab hatten die Dichter das Recht, die Rollen zu verteilen und die Einnahmen wurden nach Maßgabe der Artzahl reguliert und schwankten zwischen ein und zwei Zehntel der Kasseneinnahme. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Kampf zwischen Schauspielern und Dichtern heftiger, die Autoren kämpften nun als Macht gegen Macht, bis endlich Richelieu mit einem neuen Reglement eingriff, das später ergänzt wurde und u. a. bestimmte, daß die Autoren und Schriftsteller fortan nur schriftlich miteinander diskutieren dürften. Die Rechte der Autoren schwankten damals zwischen 9 und 18 Proz. der Kasseneinnahme. In der Oper datiert die Ordnung der Ansprüche vom Jahre 1776. Abtrettist- und Komponist empfangen für die ersten zwanzig Vorstellungen je 200 Frank, für die nächsten zehn 150 und für die weiteren bis zur fünfzigsten Aufführung 100 Frank.

### Theater.

Freie Volksbühne (im Berliner Theater): „Ledige Leute“ von Felix Dörmann. Diese Wiener Komödie mit dem mager befriedigenden Schluß, der vielen Zuschauern trotz der sehr deutlichen Inhaltsangabe im Begleitbuche der „Freien Volksbühne“ so wenig glaubhaft erschien, daß sie noch einen Epilog erwarteten, wurde nach mehrjähriger Pause wieder in den Spielplan aufgenommen. Mit Glück, wie gleich von vornweg betont sei. Und das liegt doch zuguterletzt an diesem trefflichen Milieustück selber, zum andern Teil freilich auch an der Darstellung, die sorgsam vorbereitet war. In diese Korona leichtlebiger „Wiener Fruchteln“ paßt der unverdorrene Toni Walter hinein wie die Haut aufs Auge. Eigentlich wuchs Max Otto in seine Rolle erst allmählich hinein; da stand ihm die Befangenheit und Edigkeit des zum ersten Liebesleben erwachenden Jungen, aber auch der heldische Aufzug gut zu Gesicht. Frida Brod legte den Schwerpunkt ihrer Darstellung der Zug auf ihr noch nicht eriorbencs Sehnen nach wirklicher Liebe, die eben Jugend zu Jugend hindrängt. Erst als sie ihre Glückshoffnung zertrümmert sieht, wird sie scharf und scharf. Nun wird sie ihre Rolle als Ernährerin der Familie mit Nachdruck zu Ende spielen. Frau E. Steinert-Bank gab die Sophie in ihrer unverhüllten Frechheit, und ebenso sicher wurde von Kella Ketslag die alte Kupplerin Aloisa Brandl hingestellt. Gute Typen gaben Eva Götter (Marie), Lilli Walldorf (Dienstmädchen Rest) und Elsa Schönborg (Hausmeisterin) sowie Magnus Stift (Victor Bengel) und Paul Weinschenk (Vinzi). Das Zusammenspiel verlief flott und lebhaft.

Münchener Theater: „Das Recht auf Irene“ von Ludwig Ganghofer. Ein satirischer Epilog zu Ganghofers kitschigem Schauspiel „Sommernacht“ war vom Zensor dem feuschen Wien vorenthalten worden. So wurde München das zweifelhafte Glück der Uraufführung zu teil. Obwohl um das pikante Thema der Ehebrüchelei herumgeverselt wird, Ganghofers vorsichtige Muse bleibt stets nüchtern und macht Bedesind umsonst Konturrenz. Den Erdgeist Lulu hat er ihm ein bißchen abgeduckt, ein Weib betrugt ihren Mann mit dem Hausfreund und den Hausfreund mit dem Diener, aber an Stelle des Satanismus steht bei Ganghofer eine bodsprümlige Harmlosigkeit, die ängstlich nach der höheren Tochter hinüberzieht. Zwar gebärdet er sich unbändig freigeizig, man denke, er begünstigt die eheliche Untreue, denn so ist das Leben, daß es die Armen schuldig werden und sie dann der Pein überläßt. Darum, ihr Ehemänner und Ehefrauen, verzeiht. In Ganghofers Aufmachung steckt aber bei aller gewaltigen Lustigkeit weniger eine verstedende Moral, als eine gewisse Fürsprache für Wahrheit des Dekorums. Nach der betrüblich sentimentalen „Sommernacht“ wirkte

c. k.

Die blendend ausgestattete Mächtigkeit erfrischend. Eine unterhaltsame Karnevalsposse.

**Wollskunde.**

Die Zwölften. „Zustlapp“ ruft mit verstellter Stimme, und von unbekannter Hand fliegt von der Diele her ein riesiges Paket als Weihnachtsbesende ins Zimmer. So wird es, wie früher, auch diesmal in manchen Gegenden unseres Vaterlandes gewesen sein. Und der Ruf zeigt, daß heidnische Bräuche bei unserem Weihnachtsfest dauerhaft sich eingeknistet haben. Kurz vor dem heiligen Abend, nach dem 21. Dezember, dem kürzesten Tage, erhebt sich die Sonnenscheibe, die Jul, wieder aus der Gefangenschaft des Winters und beginnt ihren siegreichen Aufstieg am Himmel. Und mit dem heiligen Abend beginnen die zwölf Nächte oder Zwölften, in denen die Götter der alten Germanen, Wodan und Frigg voran, ihren Umzug in der Luft halten, gefolgt von den Geistern der Verstorbenen. Haben einst, als das missionierende Christentum den alten Heidenglauben zu verdrängen hatte, die Priester die Götter zu bösen Geistern gestempelt, so glauben noch heute vielenorts die Leute, daß in den Zwölften die bösen Geister ihr Untwesen treiben, daß der wilde Jäger mit dem wütenden Heere durch die Lüfte ziehe. Es ist eine gefährliche und unheimliche Zeit. Und wenn der moderne Mensch zwischen Weihnachten und Neujahr sich nicht gern an eine Arbeit macht, da die drei bis vier Feiertage in einer Woche dafür ja nicht die nötige Zeit hergeben, so hindern andere abergläubische Vorstellungen an der gewöhnlichen Alltags-tätigkeit. Um nur ein Beispiel anzuführen, so glaubt man, daß es in diesen Tagen nicht anginge, zu spinnen. Denn der Wode und die Freia, oder die Frau Holle würde den Mägen, die es doch wagten und nicht vorher abgesponnen hätten, den Becken zerzausen oder besudeln. Vor allem ist in diesen Nächten der Verkehr unserer Welt mit der übersinnlichen, der Geisterwelt, reger als in jeder anderen Zeit; Träume in diesen Nächten sind besonders vorbedeutungsvoll, und auf mannigfache Art sucht man die Zukunft zu ergründen; ja, auch nicht abergläubische Gemüter beteiligen sich in der Silvesternacht gerne am Weigehen, das selbst in der Großstadt noch längst nicht ausgestorben ist. Mit einem Worte — wir dürfen die Zwölften mit vollem Rechte die Nächte des Spuks nennen, des Spuks, der seine Unheimlichkeit auch damit beweist, daß seine Bedeutung, schon dem Worte nach, ebenso wie die der Hexen, des Eulenspiegels, des Teufels, nicht ganz leicht zu fassen ist. „He is man een spucht“ = er ist nur Haut und Knochen, heißt es im niederdeutschen Sprachgebiet, und daraus entwickelt sich dann die Bedeutung des fleischlosen Wesens, des Geistes, des Geistes oder Gespenstes. Daneben finden wir auch die niederdeutsche Spuk als alten Namen für die aus Lumpen gefertigte Schreckgestalt — wir denken an die Vogelscheuche, die die heidnischen Sachsen, um die bösen Geister zu schrecken, unter Lärmen durch die Flur trugen. Man sieht auch hier, daß der Spuk etwas Wesenloses ist, das den Schein eines Schrecklichen hervorrufen soll. Aber ursprünglich war der Spuk wohl nicht die grauenhafte, sondern wohl eher eine erschreckende, aber zugleich auch komische Erscheinung, wie wir etwa in den „Märchen von einem, der aus-gegog, das Gruseln zu lernen“ begegnen. In der deutschen Literatur findet sich der Spuk erst ziemlich spät ein, und da ist er das Gespenst, das geisterhafte Wesen. Wir finden ihn bei Johann Heinrich Voß in seiner Ballade „Der Weigeh“, bei Adam von Arnim, wo er in Gegensatz zu dem Teufel gebracht wird, bei Gleim, der den Geist Rubezahl mit diesem Namen bedenkt. Hinaus, Du Spuk, hinaus aus ihr (der Welt), Wenns Dir gefällig ist, wenn nicht, so dauere Krieg mit Dir, Bis Du bezwungen bist. — Und was der Spuk oder Spukgeist treibt, das heißt nun wieder auch Spuk, wie Gottfried Keller in seinem „Sinngedicht“, wo er von dem jungen Mädchen erzählt, das seine beiden Anbeter in zwei Nächten als Gespenst auf die Probe stellt, zum Schluß sagt: „Selbstverständlich schlug jetzt, zur Vollendung des Spuks, auch noch die erste Stunde nach Mitternacht an einer entfernten Turmuhr.“ Schließlich nennt man auch ein solches Treiben ähnliches Tun von Menschen Spuk, wobei das Gespenstische bald mehr, bald weniger noch zu spüren ist; stark merkt man es noch aus Goethes Worten: „Hamlet und seine Monologen bleiben Gespenster, die durch alle jungen Gemüter ihren Spuk trieben.“ Ja, am Ende wird aus dem Spuk nur ein Scherz, ein lärmendes, tolles, unvernünftiges Treiben, dem gegenüber Mäders Wort in der „Weisheit der Dramatiker“ gelten soll: „Laß nur den tollen Spuk der Zeit vorüberflitzen, ergötzen kann er Dich, er kann Dich nicht verwirren.“

**Hygienisches.**

Silvesterfeier und Alkohol. Es ist ein merkwürdiger Brauch bei uns Deutschen, daß man das alte Jahr mit Alkohol beschließt und das neue mit Alkohol beginnt. Als Folge davon haben wir dann die betrübende Erscheinung, daß der erste Tag im Jahre mit einem regelrechten Kopfschmerz angetreten wird. Das Gefährliche dabei besteht nämlich darin, daß die Getränke, die gerade am Silvesterabend genossen werden, in bezug auf ihre Güte oder auf ihre Mischungsverhältnisse sehr viel zu wünschen übrig lassen. Darum ist es doppelt verkehrt, seiner Gesundheit gleich im Beginn des neuen Jahres durch übermäßigen Alkoholenuß Schaden zuzufügen. Es gilt also auch zum Silvesterabend: „Mäßigkeit in allen Dingen“, und das erreicht man mit reichlichem

Zusatz von Zitronensaft und schwarzem Tee zum Silvesterpunsch, denn dadurch wird die berausende Wirkung des Alkohols zum Teil aufgehoben.

**Humoristisches.**

**Helden.**

Im heiligen Köln sah männiglich Die Herrn Verödung feiern. Erst spuckten und dann dudten sich Die stolzen, tapfern Bayern. Sie krochen wedelnd auf den Leim Und pflanzten selbst der Zwiertacht Keim. Der Keim — das ist das Ganze — Entwidelt sich zur Pflanze.

Ein Prinz besah sich das Gewächs, Wie's schieß war und verwachsen. Und eh man zählte bis auf sechs, Dreht er sich auf den Hagen Und rief: „Phui Teufel! Welch Geschmeiß Dem großen Maul nach ist's ein Preis! Und reißt er's auf, dann wehe! Um besien ist's, ich gebe.“

Und siehe da! Am selben Tag, Wie uns die Blätter melden, Erstanden wie auf einen Schlag In Bayern tausend Helden. Die Herrn, die sich in Köln geduckt, Sie haben wader ausgespuckt. Gott möge ihnen lohnen Den Männerstolz vor Thronen!

(Edgar Steiger im „Simplicissimus“.)

— Das Prötkchen der Zukunft. „Jesses, da ist Ihnen ja die Blombe aus dem Zahn gefallen!“ — „Was fällt Ihnen ein! Das ist doch ein Hüpfemigbrötchen!“

— Im Zeitalter der Spezialität. „Also Kunstgewerbler sind Sie?! Besonders Genre?“ — „Ja, Spezialist für vordere Stuhlbeine.“

**Notizen.**

— Im Institut für Meereskunde, Georgenstr. 34/36, spricht am Freitag, den 3. Januar 1908, abends 8 Uhr, Professor Lampert-Stuttgart über „Entwicklung und Bedeutung der Sühwasserforschung“. Eintrittskarten zu 25 Pf. sind in der Geschäftsstelle des Instituts erhältlich.

— Die Berliner Universität zählt im heurigen Wintersemester 8220 immatrikulierte Studierende (1906: 7741). Davon sind 5947 Preußen, 1196 aus den übrigen deutschen Vaterländern und 1077 Ausländer. Außerdem waren noch 5933 Personen als Hörer zugelassen (1906: 6140).

Den künstlerischen Mittelpunkt der „Ausstellung München 1908“ sollen die Aufführungen des „Münchener Künstlertheaters“ bilden. Der Verein Münchener Künstlertheater hat mit der Generalintendantz des Hoftheaters einen Vertrag abgeschlossen, wonach die Kräfte der Hofoper und des Hoftheaters eine Reihe dramatische Aufführungen in dem nach teutonischen und speziell-dekorativen Reformideen eingerichteten, massiv gebauten Ausstellungstheater veranstaltet werden. Es sollen folgende Werke zur Darstellung kommen: „Faust“ I. Teil, Bühneneinrichtung von Georg Fuchs, Musik von Max Schillings, Szene von Fritz Erler. — Shakespeares „Was Ihr wollt“, Bühnenbearbeitung von Fuchs, Musik von Walter Braunfels, Dekorationen von Julius Diez. — „Das Wollentuchadheim“, Komödie nach den Vögeln des Aristophanes von Josef Ruederer, Musik von Anton Veer-Walbrunn, Szene, Masken, Kostüme von Adolf Hengeler. — „Peter Squenz“, Schimmspiel von Gryphius, Dekorationen von Wilhelm Schulz. — Cervantes „Wundertheater“, Szene von Robert Engels. — Klopstocks Lustspiel „Die deutschen Kleinstädter“, Dekorationen von Thomas Theodor Heine. — „Die Maier-Königin“, Schäferspiel von Gluck. — „Das Tanzlegendchen“, Tanzspiel nach Gottfried Kellers Erzählung, Musik von Hermann Bischoff, Szene von H. V. Wieland. — Wie man sieht, ein buntes und vielgestaltiges Programm, das dem Geschmack der inszenierenden Maler eine Menge Aufgaben stellt.

— Die Ausgrabung von Herculaneum. Wie aus Rom gemeldet wird, kündigt die italienische Regierung an, daß die Ausgrabung von Herculaneum nunmehr begonnen werden soll. Das Unternehmen soll von der italienischen Regierung mit italienischen Mitteln ausgeführt werden, wobei jedoch der Rat hervorragender ausländischer Archäologen dankbar angenommen werden soll. Der Vorschlag des Professor Waldstein von der Cambridge-Universität, daß die Ausgrabungen von einem internationalen Komitee überwacht werden sollten, ist damit endgültig verworfen.

— Leutnant Schackleton wird nach einem Kabeltelegramm aus Neuseeland am Neujahrstage von Lyttelton aus die Reise nach dem Südpol antreten.